

Helene Hegemann

Axolotl Roadkill

Roman

Mit einem ZEIT-Nachwort
von Antonia Baum

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

O.k., die Nacht, wieder mal so ein Ringen mit dem Tod, die Fetzen angstgequälten Schlafes, mein von schicksalsmächtigen Orchestern erbebendes Kinderzimmer und all diese Einbrecherstimmen aus dem Hinterhof, die unausgesetzt meinen Namen schreien. Kein Hauptstraßenlärm und kein Stöhnen von leidenden, sich durch Stärke und Hässlichkeit hervorhebenden Monstern, die gerade entfesselt werden. Nur die Klaviatur der absoluten Dunkelheit, das Kreischen im Kopf, dieses unrhythmische Trommeln, scheiße. Früher war das alles so schön pubertär hingerotzt und jetzt ist es angestrenzte Literatur.

Um 16 Uhr 30 wache ich orientierungslos in einen Bettbezug gewickelt auf und bin in allererster Linie von mir selber gelangweilt. Ich kauere. Irgendwie läuft mir zu Lorbeerkränzen geflochtenes Blut aus dem rechten Ohr. Vor mir leuchtet etwas auf, das ich als die Hässlichkeit der High Society entziffere: zwei Zigaretten, zwei aus hygienischen Gründen statt durch einen Geldschein durch einen Kassenbon gezogene Lines Ritalin, pulverisierter Parmesankäse und ein besorgniserregende Ausmaße annehmender Nervenzusammenbruch, das Ketaminloch wahrscheinlich, ich habe seit etlichen Monaten die wildesten Krebsdiagnoseträume, keine Albträume, sondern irgendwas Tiefergehendes, wo ich dann immer schreiend erwache, weil so viele Gedanken da sind, dass man seine eigenen Gedanken gar nicht mehr von den fremden unterscheiden kann. Vor lauter mit Angstanfällen gekoppelten Magen-Darm-Exzessen will ich mich aus dem dritten Stock stürzen, schalte stattdessen jedoch RTL II ein und da läuft eine super Tiersendung. Die ist wie ein Wahnsinns-Fernsehevent aufgelöst. Plötzlich steht da so ein aufgeweckter Schakal, und dann gibt es einen Gegenschuss auf die Erdmännchenherde, die in einer Totale von dem Schakal zerfleischt wird sozusagen und der Zuschauer denkt voller Liebe: Ja, diese Scheißerdmännchen sehen leider Gottes auch echt so unglaublich bescheuert aus, die haben irgendwie nichts anderes verdient, als gefressen zu werden.

Ich kann entweder zu qualitativ hochwertigen Hardcorepornos wischen oder zuerst auf die Fingernägel und danach in den Spiegel gucken. Meine Hautanhangsgebilde sind zu ineinander verkrusteten Ekzemen geworden und meine Wimpern brechen ab.

In diesem Moment kehrt plötzlich wieder Stille ein.

Ein Hauch von Gesellschaftsfähigkeit, durch den sich kein harter Track mehr bohrt, sondern ein fröhlicher, ernüchternder Scheißwind. Ich bin nicht in der Schule gewesen. Fünf Minuten vor der ersten großen Pause habe ich mich in Todesangst, mit Herzrasen und einem bei jedem Schritt gegen die Schädeldecke prallenden Kopfschmerz unter meine Bettdecke gekämpft, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt eigentlich hätte denken müssen:

Na ja, gut, heute trete ich zur Abwechslung mal mit einer Tomate in Kontakt, ich muss sie schließlich von einem Schulbrot entfernen, auf das sie von einem verantwortungsbewussten Elternteil draufgelegt wurde.

Eine Stunde nach Schulschluss stehe ich dann breitbeinig vor dem Spiegel, im leeren Fluss der Erinnerungen an das verschwitzte Lächeln der letzten Nacht und die zu eigenem Leben erwachte Kraft dieser repetitiven Tanzrhythmen.

Ich will ein Kinderheim in Afghanistan bauen und viele Anzihsachen haben. Ich brauche nicht nur Essen und ein Dach über dem Kopf, sondern drei titanweiß ausgestattete Villen, jeden Tag bis zu elf Prostituierte und ein mich in plüschigen, güldenen Zwanziger-Jahre-Chic hüllendes Sowjet-Uniform-Kostüm von Chanel. Begriffe wie Selbsterfahrung und Borderline gibt es dann nicht mehr. Und keinen, der so tut, als würde er dich besser kennen als du selbst, denn alles, was da zählt, ist Geld. Jetzt haben wir es. Plötzlich merke ich, wie mich alle anstarren. Ich gehe, die fünfte Zigarette rauchend, auf den Balkon und saufe einfach so lange weiter, bis das Geld endlich WEG ist. Meine Existenz setzt sich momentan nur noch aus Schwindelanfällen und der Tatsache zusammen, dass sie von einer hyperrealen, aber durch Rohypnol etwas schlecht aufgelösten Vaselintitten-Installation halb zerfleischt wurde.

Ich sage: »Sobald wir beginnen, etwas für andere als uns selbst zu tun, lösen wir uns aus dem Gefängnis in unserem Inneren. Alice hasst sich selbst, aber das ist ja das Geile, ich sehe, dass sie durchdreht und sich zunehmend selbst zerstört. Ich habe so große Angst, dass ich nicht mehr

denken kann. Ich will alles tun, um dich weiterhin kennen zu dürfen. Wenn du nicht mehr mit mir ficken willst, ist das völlig in Ordnung. Jetzt bist du aus meinem Leben verschwunden. Es ist ja nicht so, dass ich mich die ganze Zeit selbstreflexiv und selbstquälerisch hier abquälen kann, keine Ahnung, da müsste eigentlich auch noch was anderes sein, so ein irrationaler Moment, einer dieser Momente, in denen du mich unverwandt anguckst mit diesen vollkommen farblosen Augen und ich sehe in denen dann immer dass du überlegst, wie viele Leute gerade zwischen uns stehen. Erinnerst du dich da noch dran? Wie man immer überlegen musste, wie viele Meter man gerade voneinander entfernt ist? Und wie ich dir dann irgendwann gesagt habe, als wir endlich alleine waren, was für eine Vollkommenheit das für mich ist? Diese Momente, in denen wir das Meer angeguckt haben. Die so vollkommen waren, dass ich sie gar nicht genießen musste. Ich spüre, ich werde verrückt. Ich kann nicht mehr zwischen Träumen und dem, was du Realität nennst, unterscheiden. Weil sich alles gleich anfühlt. Der Wind, deine Haut, alles Dreidimensionale.«

Unter der Dusche prasseln mir in Zeitlupe Tropfen entgegen, die durch den Einfluss der Oberflächenspannung bestrebt sind, eine Kugelform zu erlangen.

Entgegen der allgemeinen Annahme hat ein Wassertropfen zu keinem Zeitpunkt eine Tropfenform, diese zweidimensionale Scheiße, die auf der einen Seite rund ist und auf der anderen spitz zuläuft. Um mich abzutrocknen zerre ich ein türkisfarbenes Laken aus der Schmutzwäsche, das die letzten beiden Monate gemeinsam mit zwei vollgekotzten Kleidungsstücken in einem großen Behälter verbracht hat. Ist das die Kotze eines Wildfremden, der mich in einer stark frequentierten Unisextoilette überrascht hat? Ist das meine Kotze? Bringt mich das mir jetzt irgendwie näher? Ich fange offenbar echt an, die wichtigsten Details zu vergessen.

Ich stehe zu Tode deprimiert im Flur auf einem Teppich, der aus einem mir unerfindlichen Grund in grauer Vorzeit mal ausgelegt wurde und der ist halt irgendwie graugrün, der ist schmutzig, der ist mit Brandlöchern übersät. O Gott, ist das alles schrecklich.

1. Ich habe meine von Analsex, Tränen und Leichenschändung geprägte Patchworkgeschichte verloren.
2. Ich habe eine offene Entzündung im Rachen.
3. Meine Familie ist ein Haufen von in irgendeiner frühkindlichen Allmachtsphase steckengebliebenen Personen mit Selbstdarstellungssucht. Im äußersten Fall wird von deren Seite aus mal ein popkultureller Text über die Frage verfasst, weshalb die Avantgarde TROTZDEM bauchtantzt, aber das war's dann auch schon.

YOU'VE MADE MY SHITLIST

(L7)

Ich so: »Entschuldigung? Kannst du mir vielleicht helfen mit dem Huhn, ich weiß nicht, was für ein Huhn ich kaufen muss.«

Ich stehe vor einer großen Tiefkühltruhe im LIDL.

O-Ton heterosexuelle Kommunikationsdesignerin in blaugraugestreifter Strickjacke:

»Bitte?«

»Ich soll ein Huhn einkaufen für das Abendessen, und es gibt hier aber Brathuhn und Suppenhuhn, ich weiß nicht, was ich da jetzt nehmen muss.«

»Ja, sorry, aber ich weiß doch dann auch nicht, ob deine Mutter ein Suppenhuhn oder ein Brathuhn braucht.«

»Meine Mutter ist schon lange tot.«

»Und dein Vater?«

»Der ist eins von diesen linken, durchsetzungsfähigen Arschlöchern überdurchschnittlichen Einkommens, die ununterbrochen Kunst mit Anspruch auf Ewigkeit machen und in der Auguststraße wohnen. Jeden Tag bis zu elf Prostituierte, jeden Tag Haarwachs und jeden Tag mit Textmarkern melancholisch expressionistische Kunstwerke ausmalen, die er aus schwarzweißen Plattencovern zusammensetzt. Nachts werden die dann auf LSD mit seinem Galeristen in die Wand genagelt. So sieht sein Leben aus: depressive Musik. Die Melvins, Julie Driscoll, Neil Young, als gäbe es außer Neil Young und Bob Dylan keine Leute, die Musik machen, er bestellt jede Woche Platten für dreihundert Dollar. Ich kenne ihn kaum.«

»Und wo wohnst du dann?«

»Bei meinen Geschwistern.«

»Und was machen deine Geschwister beruflich?«

»Meine Schwester heißt Annika und ist so eine durchtriebene Marketing-Bitch. Mein Bruder entwirft Motive, mit denen man eine Auswahl der vom Social-Commerce-Unternehmen mit Hauptsitz in

Leipzig angebotenen Textilien bedrucken lassen kann. Er stellt seine entworfenen Motive auf einer Onlineplattform zur Verfügung und geduldet sich, bis jemand auf die schwachsinnige Idee kommt, in einem cremefarbenen Kapuzenpullover herumlaufen zu wollen, auf dem in Schwarzrotgold der Satz ›Unsere Nationalfarben sind beschissen‹ steht. Edmond entwirft auch allen Ernstes T-Shirts, auf denen ›I'm not an Alcoholic, I'm drunk – Alcoholics go to meetings!‹ steht. Der ist dreiundzwanzig, eine Mischung aus Marlon Brando und äh, wem denn noch, keine Ahnung, er besitzt eins der weltweit nur fünfhundertmal existierenden Paare goldener Pro Bowl 2007 Air Force 1 von Nike. Arbeitslos, demonstrativ arrogant, Fan von Ray Davis.«

If found please return to the club.

»Und du so?«

»Wie bei jeder drogenabhängigen Minderjährigen mit Reflexionsvermögen äußert sich mein Hang zur Realitätsflucht in einer ausgeprägten Lesesucht. Ich verschlinge gleichermaßen aufgeklärte Belletristik über pakistanische Psychoanalytiker und Diplomarbeiten über den Zusammenhang von Moby Dick und dem Nationalsozialismus. Tageslicht gilt es mit einer lässigen Geste abzuwinken.«

»Es freut mich ja sehr, mit dir darüber gesprochen zu haben!«

»Super, wir sehen uns!«

Ich erinnere mich an die Zeit, in der ich bei gutem Wetter etwas anderes gemacht habe als die Jalousien runter. Niedergeschlagen ziehe ich mir einen sagenumwobenen Sachtext über die Praxis der DJ-CULTURE rein:

Die Situation auf der Tanzfläche hat sich in den vergangenen knapp zwanzig Sekunden drastisch verändert. Jubel, Schreie, neue Level von Extremität überall da draußen.

»Ja, hallo, Edmond, wann kommst du denn?«

»Keine Ahnung, ich bin gerade bei Luther in dem Store in der Alten Schönhauser, und gleich kommt diese Penny, die immer PCP am Start hat.«

DIE ZEIT

Nachwort zu
Helene Hegemanns *Axolotl Roadkill*

Von Antonia Baum

Es war Januar 2010 und jeder war bei Facebook, wo es noch als ok galt, kommentarlos die internationale Abkürzung des Flughafens zu posten, an dem man sich gerade aufhielt (MUC oder TLX oder CDG), und dann erschien plötzlich dieses Buch, über das alle sprachen: *Axolotl Roadkill* von Helene Hegemann, schwarzer Einband, weiße Schrift, in der Mitte des Covers eine niedliche, pinkfarbene Amphibie, ein sogenannter Axolotl (mexikanischer Schwanzlurch, der die Geschlechtsreife erreicht, ohne äußerlich seine Larvengestalt zu verlassen, er wird also quasi nie erwachsen). In den Zeitungen stand, *Axolotl Roadkill* sei der »große(...) Coming-of-Age-Roman der Nullerjahre« (*FAZ*), verfasst von einem »ungeheure(m) literarische(n) Talent« (*FAS*), »die Stimme dieser Generation«, »phänomenal« (beides *Süddeutsche Zeitung*), Text und Autorin wurden in eine Tradition gestellt mit Krachts *Faserland*, Salingers *Fänger im Roggen* und Goetz' *Irre* und außerdem fehlte nie, wirklich niemals der Hinweis, dass die Autorin erst 17 Jahre alt war, ein »Wunderkind« (*Der Spiegel*), dessen Vater der berühmte Dramaturg und Autor Carl Hegemann sei. Und aus all dem folgte natürlich sofort: Man musste Helene Hegemann genau JETZT kennen, alle kannten sie, schienen sie schon lange gekannt zu haben.

Ich war damals 25 und kannte Helene Hegemann nicht. Ich schrieb in einer dieser Berliner Hinterhofwohnungen ohne Licht an meinem ersten Roman und verstand nicht, wie man das alles schon mit 17 Jahren und offenbar so herausragend erledigt haben konnte und da genau das die Zutaten eines Reflexes waren, der in der Rezeptionsgeschichte von *Axolotl Roadkill* keine unwichtige Rolle spielen sollte, erwähne ich das hier, doch dazu später nochmal.

Nachdem ich die Zeitungen gelesen hatte, fuhr ich gleich los zur nächsten Buchhandlung und kaufte mir ein Exemplar von *Axolotl Roadkill*. Ich las noch in der Straßenbahn und nach wenigen Seiten wusste ich, dass dieser Roman unglaublich war, es gab überhaupt keinen Zweifel: unglaublich das Tempo, der Rhythmus, die Sprache, die Souveränität und Coolness, mit der seine Autorin über ihr Material verfügte. Unglaublich auch, dass es ihr gelang, das Personal nicht kalt wirken zu lassen, obwohl es sich im Text doch so große Mühe gab, möglichst unbeeindruckt zu sein. Genauso ist es, war es, dachte ich beim Lesen, es gibt keine andere Tageszeit mehr als